

Auszug aus Petr Ginz' Bericht über den Tag, an dem er den Bescheid über den Transport nach Theresienstadt erhalten hat:

Also ging ich nach Hause. Auf dem Weg versuchte ich zum letzten Mal möglichst viel Straßelärm aufzunehmen, den werde ich sicherlich lange (nach meiner Meinung – Papa und Mama rechneten mit ein paar Monaten) nicht hören. Ich kam nach Hause (damit man nicht sah, dass in unserem Haus noch Juden wohnten, versteckte ich von der Ecke bis zum Hauseingang und bis zu unserer Wohnung den Stern). In den ersten drei Etagen waren Büros, im vierten Stock hatten die Kohners gewohnt (vor drei Monaten sind sie nach Polen gefahren, man soll ihnen das ganze Gepäck weggenommen haben), die Mautners (sie sind nach Terezín gefahren), die Ichs (Arier, Angestellte bei der Eisenbahn) und wir. Wir waren vor einem Umzug geschützt, weil die Wohnung auf Mama angemeldet war.

Endlich kam ich bei unserer Tür an und klopfte. »Wer ist da?«, hörte ich drinnen Mama rufen. »Ich«. Mama öffnete die Tür und wunderte sich, wieso ich so früh da war. »Mama, bleib ganz ruhig, ich bin auf der Liste.« Mama war wie vor den Kopf geschlagen, sie begann zu weinen und wusste nicht, was sie als Erstes machen sollte. Ich tröstete sie. Plötzlich klingelte es, Tante Nadá kam, um uns mitzuteilen, dass ich auf der Transportliste stehe, wir wussten es aber schon. Tante



Winter, Prag-Poskdi  
(von links Petr, Eva,  
Mancinka, Frant Traubová  
und Herna Levitusová).

Nadá ist praktisch veranlagt, es ging also im Galopp weiter. Zuerst rannten wir zur Gemeinde, um Formulare abzuholen, die gerade ausgetragen werden sollten. Ansonsten hätten wir erst mittags vom Transport erfahren. Anreisen sollte ich um 6 Uhr abends am Messepalast. Dann ging es im Laufschrift nach Hause, dort wartete schon mein guter Freund Harry Popper auf mich, um sich von mir zu verabschieden, was ihm auch gelang. Ein Riesenchaos war ausgebrochen, alle packten, es kamen Helferinnen von der jüdischen Gemeinde, um beim Packen zu helfen. Währenddessen aßen wir zu Mittag. Ich erinnere mich nicht mehr, was es damals gab, würde es aber sehr gerne wissen; ich vermute, dass wir Fleischklößchen hatten.

Nach dem Mittagessen sollte ich meine Spielsachen packen. Ich nahm Papier auf Vorrat mit (darunter auch dieses Notizbuch), Linoleum, Schnittmesser und meinen unvollendeten Roman »Der Weise vom Altaigebirge (Ceylon)«, der damals etwa 260 Seiten umfasste. Ich wollte ihn in Terezín zu Ende schreiben, es kam aber nicht mehr dazu. Zur Tereziner Faulheit sage ich später noch mehr. Dann holte ich noch ein dünnes Leder zum Binden und ein paar dicke Bögen Vorsatzpapier. Das war alles. Pardon, noch ein paar kaputte Wasserfarben; der Rest blieb zu Hause. Das war aus meinem eigenen Schrankfach und aus der großen Kiste von Macešky definitiv alles. Sorgsam legte ich diese Sachen zu den anderen, und auch wenn es mir

keiner glaubt, hatte ich um sie mehr Angst als um alles andere.

Auf dem Tisch, den die Mautners bei uns abgestellt hatten, lag ein Haufen Sachen, die gepackt werden sollten – das Kanapee und die Ottomane waren auch mit tausend Sachen bedeckt. Pavel und HanĀka kamen und auch sie halfen, wo es ging und wo es auch nicht ging. Wenn ich jetzt darüber berichte, stelle ich es humoristisch dar, aber damals hatten wir nicht viel zu lachen. Papa schenkte mir seine wärmsten Hemden und seine Steppweste, Skistiefel und alles mögliche. Ich erinnerte ihn noch halb im Scherz daran, dass er sich selbst auch nicht ganz sicher sein konnte, geschützt zu sein. (Geschützt waren: alle, die mit einem Arier / einer Arierin verheiratet waren, sowie ihre gemeinsamen Kinder bis zur Vollendung des 14. Lebensjahrs.) Damals war dieses Geschützt-werden nämlich alles andere als verlässlich. An einem Tag konnte man geschützt sein und am nächsten schon mit dem Transport fahren.



Familie Ginz, 1939





Tagebuch von Petr Ginz, Faksimile des Deckblatts vom ersten Heft.

## Petr Ginz TAGEBUCH

*vom neunzehnten September des Jahres  
neunzehnhunderteinundvierzig*

*(Freitag)*

*bis zum dreiundzwanzigsten Februar des Jahres  
neunzehnhundertzweiundvierzig*

*(Montag)*

*Das Material von Eva Ginzová zum Geburtstag geschenkt bekommen.\**

\* Die Hefte für seine Romane und Tagebücher hat Petr selbst hergestellt und gebunden, denn neue Hefte aus Papierliden waren damals für Juden unerschwinglich. Dieses Heft ist aus Altpapier entstanden, das seine Schwester Eva besorgt hat.



Tagebuch von Petr Ginz, Faksimile der ersten Eintragung.

## 19. IX. 1941 (Freitag)

*Es ist neblig. Die Juden müssen ein Abzeichen tragen, das ungefähr so aussieht:*



*Auf dem Weg zur Schule\* habe ich 69 »Sheriffs« gezählt, Mama hat dann über Hundert gesehen.*

*Dlouhá třída nennt man die »Milchstraße«.*

*Nachmittags mit Eva in Troja\*\*, dort auf einem angeketeten Boot gespielt.*

\* Petr besuchte eine jüdische Schule mit Tschechisch als Unterrichtssprache in der Jáchymova Straße, die während des Protektorats in Regnart-Gasse umbenannt wurde. Jakob Regnart war Musiker und Komponist am Hof Rudolfs II.

\*\* Ein Prager Vorort, den Juden aufsuchen durften. Zu der stromaufwärts liegenden Uferpromenade Richtung Prager Altstadt hatten die Juden keinen Zutritt.



Petr Ginz

## TAGEBUCHAUSZÜGE 1941–1942

10. X. 1941 (Freitag)

Vormittags in der Schule. Ehrlich aus der Parallelklasse fährt am Montag mit dem ersten Transport von fünftausend Juden nach Polen.

Jeder darf 50 kg Gepäck mitnehmen, Geld, Decken, Essen und Versicherungspolizen. (...)

11. X. 1941 (Samstag)

Vormittags zu Hause, nachmittags bei Oma.

Ich wurde auf die Polizei vorgeladen, Eva sah uns schon nach Polen fahren. Es ging um den Finderlohn. Vor drei Wochen hatte ich nämlich einen Patentschlüssel gefunden, den ich zur Polizei brachte. Ich gab dort meine Adresse an, damit man mir gegebenenfalls den Finderlohn zuschicken kann.

31. X. 1941 (Freitag)

Vormittags sollte ich zur Schule, stattdessen ging ich zu den Miluškovci und den Jiřinovi, um mich zu verabschieden. Für den kleinen Pavlíček habe ich einen Panzer und einen Affen mitgebracht, damit er unterwegs etwas zum Spielen hat. Der Affe hüpfte und schlägt Purzelbäume, Pavlíček hat aber Angst vor ihm. In der Wohnung herrscht ein großes Durcheinander, sie bereiten sich auf die Reise vor. (...) Zum ersten Mal hat sich der Schnee eine Weile auf der Straße gehalten, auf den Dächern ist er liegengelieben.

24. XI. 1941 (Montag)

Vormittags in der Schule. In der Pause beim Turnen habe ich mit einem Stückchen Draht drei Vorturner im Umkleideraum eingesperrt.

28. XI. 1941 (Freitag)

Vormittags in der Schule. Die Mautners aus unserer Etage müssen zusammen mit weiteren tausend Menschen nach Terezín. Reač fährt auch mit, Ervin Mautner und viele andere. Herr Mautner war bei der (jüdischen) Gemeinde, ob es sich nicht um einen Irrtum handelt (er ist schon fünfzig Jahre alt und krank). Später am Nachmittag Spaziergang durch die Stadt, über die Karlsbrücke, Klárov und Belcredi Straße (heute Letenská Straße). (...)

23. XII. 1941 (Dienstag)

Gerade kam eine Mitteilung von der jüdischen Gemeinde, dass bis zum 31. Dezember jede Mundharmonika oder jedes andere tragbare Musikinstrument, alle Thermometer usw. wie

auch Fotoapparate mit Zubehör abgegeben werden müssen.

Außerdem soll jedes nicht tragbare Musikinstrument gemeldet werden. (...)

1. I. 1942 (Donnerstag)

Aus Baumrinde habe ich mir eine schöne Geige zurechtgemacht, ich kann sie aber noch nicht spielen, sie hat bisher nur zwei (Gummi)Saiten.

Vormittags Hausaufgaben. Ansonsten keine besonderen Vorkommnisse. Eigentlich passiert viel, aber man nimmt es kaum wahr. Das, was heute ganz gewöhnlich ist, hätte in einer normalen Zeit bestimmt Aufsehen erregt. Zum Beispiel haben die Juden gar kein Obst, keine Gänse und überhaupt kein Geflügel oder Käse, Zwiebeln, Knoblauch und anderes. Gefangenen, Geisteskranken und Juden werden keine Tabakmarken zugeteilt. In der Elektrischen und im Trolleybus dürfen sie nicht den ersten Wagen benutzen; spazieren an der Uferpromenade ist ebenfalls verboten u.s.u., u.s.u.

20. IV. 1942 (Montag)

(...) Hitler ist 53 Jahre geworden, überall hängen Fahnen, es marschieren Umzüge, und in jedem Schaufenster steht seine Büste. Jedes Haus muss die Hakenkreuzfahne hissen, an dieser Freude werden die Juden allerdings nicht teilhaben, denn eine solche Handlung ist ihnen strengstens untersagt. (...)

3. V. 1942 (Sonntag)

Vormittags zu Hause, geometrische Zeichnungen und andere Hausaufgaben gemacht. Nachmittags mit Papa und Eva in Maniny. Das ist jetzt fast der einzige Ort, wo die Juden noch spazieren gehen dürfen, daher ist es richtig voll dort, obwohl schon etwa über 20 000 Juden aus Prag weggefahren sind.

27. V. 1942 (Mittwoch)

Vormittags in der Schule. Soll von Beinšoles einen Verweis bekommen. Nachmittags mit Popper spazieren.

Auf den SS-Obergruppenführer Heydrich hat man einen Bombenanschlag verübt. Daraufhin wurde der Ausnahmezustand erklärt. Alle, die heute nach 21 Uhr und morgen vor 6 Uhr die Straße betreten und bei der ersten Aufforderung nicht stehen bleiben, werden erschossen. Für denjenigen, der die Attentäter der Polizei übergibt, wurde eine Belohnung in Höhe von 10 000 000 Kronen ausgesetzt. Derjenige, der die Attentäter kennt und es nicht meldet, wird mit der gesamten Familie erschossen.



2. VI. 1942 (Dienstag)

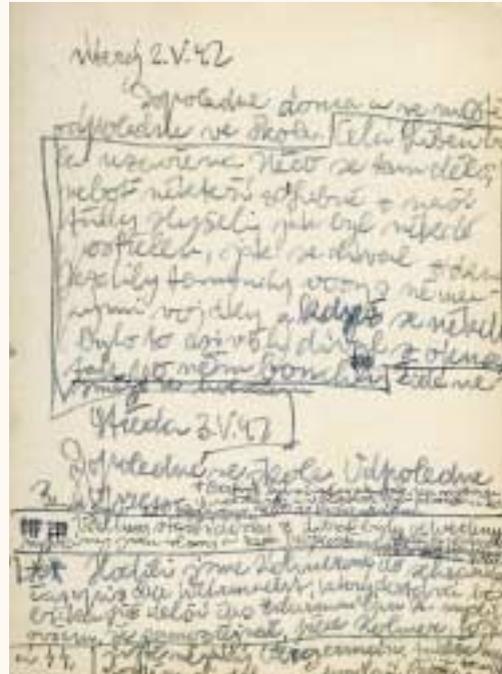
Vormittags zu Hause und in der Stadt, nachmittags in der Schule. Ganz Liben ist abgeriegelt, es muss dort etwas passiert sein. Ein paar aus unserer Klasse, die aus Liben stammen, haben gehört, dass einer aus dem Fenster geschützte und dabei angeschossen wurde. Die ganze Nacht sind dort (bei ihnen) Autos mit deutschen Soldaten herumgefahren, und als jemand (etwa um 5 Uhr morgens) aus dem Fenster sah, haben sie auf ihn geschossen. Alle älteren Mädchen aus Liben wurden abgeführt, man hat ihnen die Haare gewaschen und sie dann wieder entlassen. Es wird eine Blondine gesucht, die den Attentätern das Fahrrad gehalten haben soll. Die Juden dürfen nicht mehr zum Friseur.

3. VI. 1942 (Mittwoch)

Vormittags in der Schule, nachmittags mit Popper. In Berlin fand ein Attentat auf die Ausstellung «Das Sowjetparadies» statt und in der Nähe wurden Juden gesehen. 250 hat man sofort hingebracht, 250 ins KZ geschickt.



Petr's Abonnementkarte für die Straßenbahn aus dem Jahre 1939, als er die erste Klasse der Grundschule in Prag-Nusle besuchte; wegen seiner jüdischen Herkunft musste er diese Schule verlassen.



Tagbuch von Petr Ginz, Faksimile der Eintragsseiten vom 2. und 3. VI. 1942. (Die ersten drei Einträge für den Juni 1942 sind versichtlich noch mit «V.» für Mai datiert.)



Petr Ginz

Ohne Titel

Heute weiß gar unsre Trude,  
wer ein Arierr und wer ein Jude,  
ein Jude – um es gleich zu sagen –  
muss ein Stern auf seinem Mantel tragen.  
Und einem so markierten Jud  
tut Leben nach Vorschrift richtig gut:

Nach acht Uhr abends das Haus nicht verlassen,  
sich tunlichst auf die Familie einzulassen,  
geistiger Arbeit abzuschwören,  
keine deutschen Sender hören.  
Und – das betrifft Juden aller Klassen,  
auf keinen Fall sich rasieren lassen!  
Für die reiche Jüdin ist der Luxus aus,  
verboten ist selbst der Blumenstrauß,  
die Kinder haben von der Schule frei,  
einkaufend muss sie zwischen eins und drei,  
kein Schmuck mehr, Knoblauch, Wein,  
auch Konzert, Theater, Kino läßt sie sein,  
sie hat kein Auto mehr, kein Grammophon,  
kein Pelzmantel, schon gar kein Telefon.  
Keine Zwiebeln oder Eier von den Hennen,  
sollen die Juden ihre eignen nennen.  
Geige spielen hat man ihnen verboten,  
selbst ein Haustier halten mit samtnen Pfoten,  
genommen das Fahrrad und auch die Schlittschuhe,  
raus mit der Wollwäsche aus der Kleidertruhe!

Vor allem muss der verbrecherische Jud  
aufhören mit seiner Anschaffungswut:  
Nie wieder kaufen Seidenstrümpfe zarte,  
für ihn gibt es keine Kleidungskarte,  
Schluss ist's mit Rasierseife,

Schnaps, Parfüm oder Pfeife,  
Führerschein, Shampoo, Konfitüre,  
Tageszeitung und anderer Lektüre,  
Nähmaschine, Möbelpolitur,  
von warmer Unterwäsche nur eine Garnitur,  
Aktien, Mietshäuser, Lottoscheine,  
von solchen Sachen braucht er keine.

Du meinst, ich übertreibe sehr?  
Verboten ist noch vieles mehr!  
Kauf lieber nichts – das ist der Witz.

Zu Fuß zu laufen ist eine Wonne,  
ob Regen fällt oder scheint die Sonne.  
Und wie gesagt, in diesen Kreisen,  
verzichtet man gerne auf das Reisen.  
Wozu sich im Zug unter die Leute mischen,  
mit dem Taxi fahren oder der Elektrischen,  
wenn du nicht einmal en passant  
darfst betreten ein Restaurant!

Weg vom Moldauufer, aus dem Museum,  
raus aus dem Freibad und dem Lyzeum,  
Zutritt verboten zum Fußballstadion,  
zu Meinel und zu jeder Pension,  
zum Gotteshaus und düstren Mammonstätten,  
wie auch zu den öffentlichen Toiletten.  
Bei Kulik, Jepa, Teta lass dich nicht mehr blicken,  
derweil in den Passagen neue Zeiten ticken,  
und wenn du schon spazieren must,  
vielleicht hast du auf Gräber Lust –  
denn auf dem Gottesacker  
macht Bewegung richtig wacker,  
dort macht frische Luft dich stark,  
denn betreten darfst du keinen Park!

Hat es der Jude faustdick hinter den Ohren,  
hat die Bank trotzdem sein Konto eingefroren,  
am besten übt er sich im Verzicht,  
mit Ariern trifft er sich natürlich nicht.

Ist lange her. Einst durfte auch ein Menschenunwack  
besitzen Koffer, Korb und Tragesack.  
Davon gibt's heut keinen blassen Schimmer,  
aber ein Jude schimpft doch nie und nimmer.  
Nach Vorschrift lebt er, so es geht,  
Seine Zufriedenheit ist sehr stet.

(Dieses Gedicht entstand vermutlich im Frühjahr 1942.  
Es war auf ein gesondertes Blatt geschrieben, das ins  
Tagebuch eingelegt war.)



Petr Ginz, *Ex Libris*:  
Privatarchiv Chava Pressburger, Israel.





# Theresienstadt



Petr Ginz (1928–1944), *Ghetto*, 1944.  
Aquarell und Tusche auf Papier;  
Privatarchiv Chava Pressburger, Israel.

*Wir packten weiter. – Tante Nada rief mich ins* Schlafzimmer und redete mir ins Gewissen, ich solle vernünftig sein, mich nicht mit großen Jungen herumtreiben und auch nicht mit verdorbenen Mädchen.\* Dann trennte sie die Bänder an meinem Mantel auf und schob in jedes Ärmelband einen Hundertmarkschein. Von Papa bekam ich auch noch ein Küchenmesser mit ausgehöhltem Griff. Darinnen war ein Hundertmarkschein versteckt. Alles musste ganz schnell gehen, weil ich um sechs Uhr schon angetreten sein sollte. Deswegen liefen die fieberhaften Vorbereitungen weiter. Man stopfte mir Salamibrötchen in die Tasche, die anderen Manteltaschen waren auch voll mit Essen, aber ich weiß jetzt nicht mehr, was meine Eltern alles hineingetan haben. Es waren bestimmt lauter Leckereien. Um acht Uhr abends trat ich an. Zum Messepalast fuhren wir mit der Elektrischen. Die Juden, die im Transport waren, bekamen nämlich von der jüdischen Gemeinde einen Bezugschein für eine Fahrt mit der Elektrischen. Da musste man den Schein und den Personalausweis vorlegen, bezahlen, und erst dann durfte man fahren. Noch dazu [...] ich, wie sich Papa in der Elektrischen an die anderen Fahrgäste wandte und ihnen erzählte, was für eine schwierige

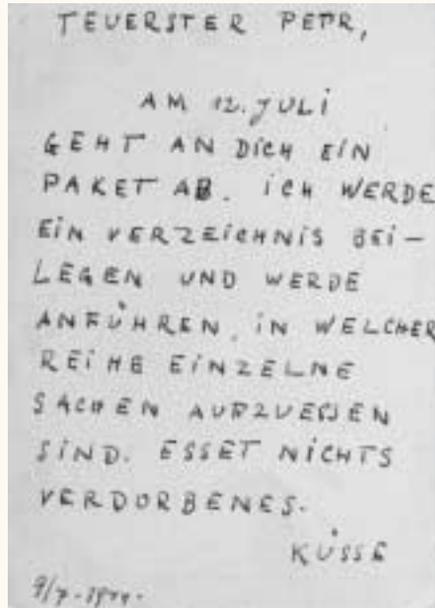
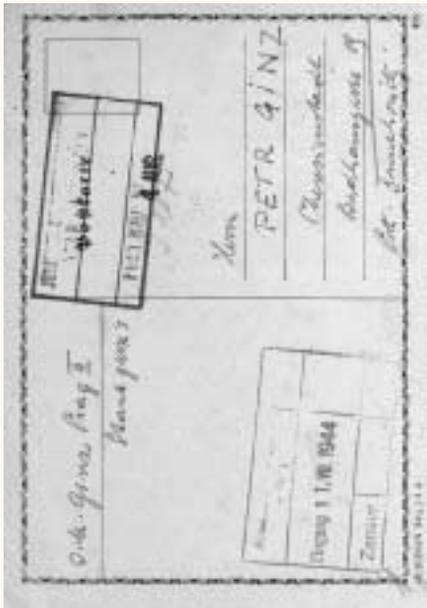
\* Ab hier verwendet Petr eine selbstausgedachte Geheimschrift – die seine Schwester weitgehend dechiffrieren konnte. Er benutzt das russische Alphabet, hebräische Buchstaben (er schreibt aber weiterhin auf Tschechisch) und stenographische Zeichen. Unleserliche Stellen sind mit [...] gekennzeichnet.

Lage das war. Mit unserem Transport fingen eigentlich die Mischtransporte an. Wir kamen zur Messe, dort [...] es schon dunkel. Papa verabschiedete sich von mir. Er küsste mich mehrmals, und Tante Nada gab mir einen Kuss. [...] holte er [...] aus dem Büro. Ich bekam eine neue Nummer zugeteilt – 446. Wie hieß denn eigentlich unser Transport? Wusste man noch nicht. In optimistischer Hoffnung, mein Gepäck wiederzusehen, gab ich es ab.

*Auszug aus einem Bericht Pests, in dem er über die Tage unmittelbar vor seinem Transport nach Theresienstadt schreibt.*



Mit diesem Schreiben wurde Petr offiziell mitgeteilt, dass er noch am selben Tag zum Transport angetreten hatte.  
Privatarchiv Chava Pressburger, Israel.



Postkarte des Vaters vom 9. Juli 1944 an Petr Ginz in Theresienstadt; Privatarchiv Chava Pressburger, Israel.

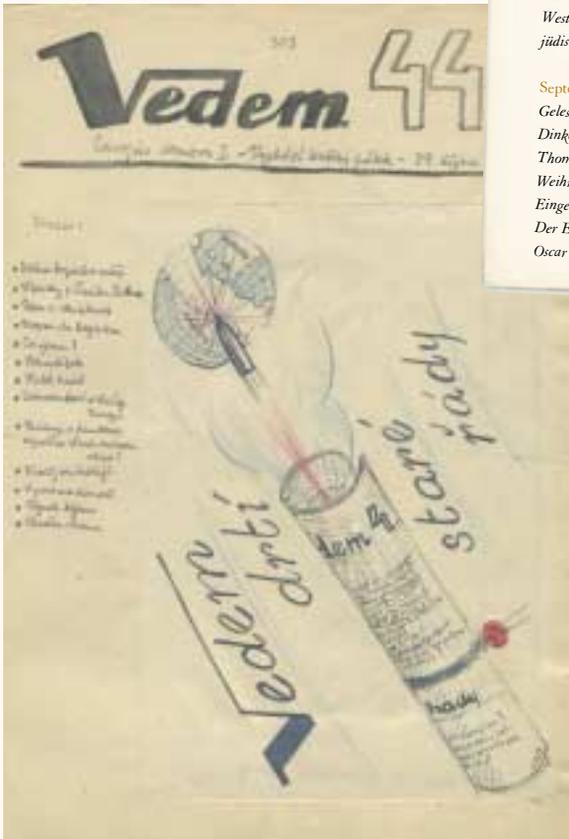
#### Bericht von Peters Vater, Ota Ginz, über den Abschied von Petr vor dessen Transport nach Theresienstadt:

*In der Nähe vom Messegelände gab es weiträumige Bretterverschläge, in denen diejenigen, die zur Fahrt nach Terezin bestimmt waren, unterkommen mussten. Die jüdische Kultusgemeinde legte dort alte Matratzen auf den Boden. Am 22. Oktober 1942 begleitete ich unseren Sohn Petr dahin. Unsere Stimmung war bedrückt, trotzdem hütete ich mich, in ihm traurige Gedanken zu wecken; wir trösteten uns gegenseitig, dass wir uns bald bei Mama wiedersehen würden. Noch kurz vor dem Abschied ermahnte ich Petr zur Vorsicht gegenüber den deutschen Aufsehern, mit denen er bald zu tun haben würde, und nannte ihm ein paar Beispiele aus meinem Bekanntenkreis. Gemeinsam erreichten wir die Stelle, bis zu der sich die Begleitpersonen nähern durften. Ich drückte Petr an mich, wir küssten uns und Petr ging auf den Eingang zu. Er drehte sich mehrmals um, wir winkten uns, und Petr verschwand im Tor. Ich wandte mich um, und in dem Moment brach aus meinem Inneren ein lautes Weinen heraus, das eher einem Schmerzensschrei glich. Ich riss mich mit Gewalt zusammen und beruhigte mich. Wie ich den Weg nach Hause fand, weiß ich nicht mehr. Mir war klar, dass meine Frau diese Trennung, die soeben hinter mir lag, nervlich nicht ertragen hätte.*

*Ein Ergebnis von Petrs schöpferischer Energie war die Zeitschrift*

*Vedem* («Wir führen»), ein Wochenblatt, das von einer Gruppe Jungen geschrieben wurde, die im Ghetto das Heim Eins in L 417 bewohnten. Ihre Gründung ging auf Petrs Initiative zurück. Er redigierte sie, besorgte die Artikel für sie, und wenn nicht genügend Beiträge zusammenkamen, schrieb er diese unter Pseudonym kurzerhand selber. Ein Unternehmen wie dieses war streng verboten und konnte daher nur im Geheimen stattfinden. Wenn die Jungen Freitagabends in ihrer Baracke laut daraus vorlasen, standen immer zwei von ihnen draußen Wache.

*Vedem* veröffentlichte feuilletonistische Texte, Gedichte, Reflexionen über die Vergangenheit und über die Zukunft, Glossen, die nicht nur die Ohnmacht angesichts der damaligen Situation ausdrückten, sondern auch – manchmal gewürzt mit schwarzem Humor – die Hoffnung auf ihre Verbesserung.



**Juli 1944**

*Gelesen: Honoré de Balzac: Eugénie Grandet; Gorki, Klagen, Erzählungen und andere Märchen; André Theuriot: Die Zuflucht; Edvard Valenta: Der Onkel Eskimo.*

*Gemalt: Hinter der Brauerei, Baracken.*

*Immer noch in der Lithographie angestellt, im nächsten Monat werde ich aber nur halbtags arbeiten und einen halben Tag am Programm teilnehmen.*

*Verbessere mein Englisch. Die Weltkarte ist zu 11/12 mit Tusche ausgezogen. Muss nur noch die Städte ausmalen und beschriften.*

**August 1944**

*Gelesen: Charles Dickens: Eine Weihnachtsgeschichte; Karel Hloucha: Der Sonnenuagen; Alexander Niklitschek: Wunder überall; Flammarión und Schemer: Sind Sterne bewohnt?; Sven Lidman: Das Haus der alten Jungfer; Josef Štolba: Aus dem Westen Indiens und Mexiko I, II; Václav Vladivoj Tomek: Prager jüdische Legenden und Erzählungen; Menschenkunde.*

**September 1944**

*Gelesen: Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken; Đinđo Šimonović: Die Familie Vinčić; Thein de Vries: Rembrandt; Thomas Mann: Mario und der Zauberer; Charles Dickens: Ein Weihnachtsgeschichte; J.V. Daneš: Der Ursprung und das Aussterben der Eingeborenen in Australien und in Ozeanien; Milli Dandolo: Der Engel hat gesprochen; Karl May: Der Sohn des Bärenjägers; Oscar Wilde: De profundis und andere Novellen.*

Auszug aus Petr Ginz, *Pläne und Bilanzen*, Theresienstadt 1944.

Titelseite der Doppelseite *Vedem* 44 – 45 vom 29. Oktober 1943. Zeichner unbekannt. Inschrift auf der Zeichnung: *Vedem* zerschlägt die alten Ordnungen. Feder, Pinsel, Tinte, Aquarell, 20,2 x 30 cm; Gedenkstätte Theresienstadt.

Petr Ginz  
STREIFZÜGE DURCH TEREZÍN  
aus *Vedem*

Ein Raum, direkt unter Kavaleri<sup>1</sup> vergraben. Latrinengestank, schwaches Licht und Dreck, in physischer wie geistiger Hinsicht. Als einzige Sorge die nach ausreichend Essen und genügend Schlaf und nach ...? War denn da noch etwas anderes? Ein geistiges Leben? Kann es in einer solchen unterirdischen Höhle etwas anderes geben als einzig und allein die animalische Sucht nach Befriedigung der eigenen körperlichen Bedürfnisse? Ja, es kann! Der Samen eines schöpferischen Gedankens geht nicht in Schlamm und Kot unter. Auch da treibt er aus und entfaltet seine Blüten wie ein Stern, der inmitten der Finsternis leuchtet. Als Beweis wollen wir den blinden Künstler Berthold Ordner<sup>2</sup> nennen. Eines Tages habe ich ihn zusammen mit Jirček Schubert besucht, um über ihn in unserer Zeitschrift zu berichten. Nachdem wir uns kurz vorgestellt hatten, bat ich ihn, etwas über sich zu erzählen. Leider sprach er nur Deutsch, daher konnten wir uns nicht besonders gut verständigen.

»Seit meiner Jugend«, erzählte dieser Mann, »war ich empfänglich für alles, dass ich vor meinen Augen abspielte. Als die schicksalhafte Erblindung kam, war ich gezwungen, das Zeichnen aufzugeben. Ich sah das, was ich zeichnete, nicht und hatte auch keine Möglichkeit, es anzufassen. Kurzum, es fehlte mir die dritte Dimension. Und so griff ich nach Draht.« Er sprach es und holte einen wunderschönen Pfau aus feinem Messingdraht von seinem Regal herunter. Ich konnte mich

<sup>1</sup> Petr Ginz (1928 – 1944), *Junggelehrter Kaufmann*, 1943. Aquarell auf Papier 21 x 29,5 cm; Schenkung von Ota Ginz, Haifa; Sammlung des Yad Vashem Art Museum, Jerusalem.

an den schönen Linien und der feinen Ausarbeitung des Objekts nicht satt sehen. Die Augen auf dem Pfauenschwanz waren aus einem spiralförmig gedrehten Draht.

»Wie sieht Ihr Schaffensprozess aus?«, fragte ich.

»Zunächst forme ich das Skelett, und wenn ich mit der Form zufrieden bin, modelliere ich aus einem feinen Draht die Einzelheiten wie Muskeln und Ähnliches.«

»Wieso erinnern Sie sich noch so genau an die Formen der Modelle, wo sie diese doch seit über fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen haben?«

»Das habe ich meinem Erinnerungsvermögen zu verdanken. Aus dem Gedächtnis heraus bilde ich die Objekte so nach, wie ich sie vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und verstanden habe. Dieses Verfahren ähnelt dem der Expressionisten.«

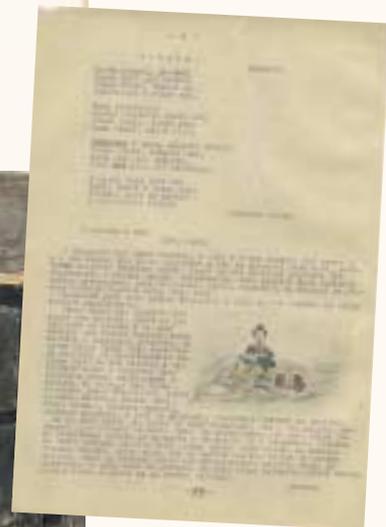
<sup>2</sup> »Heim« für ältere Häftlinge

<sup>3</sup> Berthold Ordner (1889 – 1940), blinder österreichischer Künstler, der nach seiner Deportation aus Wien ins Theresienstädter Ghetto weiterhin an seinen eigentümlichen Drahtplastiken arbeitete.



Faksimile einer Seite der Zeitschrift *Vedem*, 1943.

Die Zeichnung zeigt Petr Ginz, wie er *Vedem* redigiert, und illustriert den Aufsatz von Jiří Bruml, »Einer von uns, Petr Ginz«; Gedenkstätte Theresienstadt.



## DIE LETZTE BEGEGNUNG

Auszug aus Chava Pressburgers Theresienstädter Tagebuch

28. September 1944

Der Zug ist da und die beiden Jungen sind eingestiegen. Petr hat die Nummer 2392 und Pavel 2626. Sie sind zusammen in einem Waggon. Petr ist unglaublich ruhig, Onkel Miloš bewundert ihn. Die ganze Zeit habe ich gehofft, dass der Zug nicht kommt, obwohl ich das Gegenteil wusste. Was kann man aber machen? Morgens sind wir noch, Hanka (meine Cousine) und ich, bei ihnen an der Schleuse<sup>1</sup> gewesen. Es war ein furchtbarer Anblick, den vergesse ich bis zu meinem Tode nie. Um die Kaserne herum drängten sich Frauen, Kinder und Greise, die zum letzten Mal ihren Sohn, Mann, Vater oder Bruder sehen wollten. Die Männer neigten sich aus den Fenstern, quetschten sich aneinander, um einen Blick auf ihre Liebsten zu erhaschen. Die ganze Kaserne war von Gendarmen umstellt, damit keiner weglaufen konnte. Die Ghettowache stand am Gebäude und trieb jeden weg, der zu nah an das Haus kam. Die Männer winkten aus den Fenstern und nahmen mit den Augen von ihren Verwandten Abschied. Von allen Seiten hörte man nur Weinen. Wir rannten schnell und brachten den Jungen noch zwei Scheiben Brot für jeden, damit sie keinen Hunger hatten. Ich drängelte mich durch die Menge, schlüpfte unter dem Strick durch, der die Menschen von der Kaserne trennte, und reichte Petr das Brot durch das Fenster. Ich konnte ihm noch die Hand durch die Gitter reichen, und schon wurde ich von der Ghettowache fortge-

scheucht. Ein Glück, dass es noch so ausgegangen ist. Jetzt sind die beiden Jungen weg, und uns bleiben nur ihre leeren Pritschen.

\* So nannte man die Stelle, wo Transporte in Empfang genommen und abgefertigt wurden.



Eva und Petr Ginz, 1934.



Petr Ginz (1928–1944), *Teresiner Überlebenshilfe*, 1942–1944. Aquarell auf Papier, 21 x 14,5 cm; Schenkung von Ota Ginz, Haifa; Sammlung des Yad Vashem Art Museum, Jerusalem.

# Die Familie

1. II. 1942 (Sonntag)

Heute habe ich Geburtstag und habe einen Haufen  
 Geschenke bekommen:

einen Weihnachtstriezel von Mama  
 ein leeres Buch zum Schreiben von Ota  
 Pulswärmer von Eva  
 Feigen von Mama  
 Murmeln (selbstgemachte Bonbons von Mama)  
 Orangen  
 Lutschbonbons  
 geliehene Bücher: Verne – »Die Familie ohne Namen«, Nekola –  
 »Der dreizehnte Gouverneur«, Stevenson – »Die Schatzinsel«  
 Notizbuch von Eva  
 5 Ex-Brausebonbons von Mama  
 eine Tüte Süßigkeiten von Eva Šklenczková  
 Lebkuchen von Mama (Spiegeleier)  
 ein Taschentuch  
 Orangenschale  
 100 Kronen von den Babičkovi

feines Teegebäck von den Babičkovi  
 ein Päckchen Gebäck von den Milošovi  
 Papa geht es ein wenig besser. – Nachmittags waren die Milošovi da.



Petr Ginz; Privatarchiv  
 Chava Pressburger, Israel.



Eva und Petr Ginz mit ihrer Mutter  
 am Moldaauer, Prag, Frühjahr 1936;  
 Privatarchiv Chava Pressburger, Israel.

21. II. 1942 (Samstag)

Evas Geburtstag. Sie hat eine Menge Geschenke bekommen:  
 eine Torte

Schaumrollen  
 Bonbons (Kaffeebohnen aus Schokolade, Himbeeren und  
 Schaumbonbons  
 mit Puderzucker – drei Tüten insgesamt)  
 eine Schachtel der Firma Odčolek mit Süßigkeiten  
 eine Bonbonschachtel mit einer roten Rose  
 ein Stück türkischen Honig  
 ein Päckchen Brausetabletten  
 eine Schachtel mit Gebäck von Eva II  
 eine Kapuze  
 ein leeres Notizheftchen  
 ein paar Exlibris  
 ein Fotoalbum  
 einen Kamm  
 eine Halskette  
 drei geliehene Bücher: »Schwarzes Indien«, »Špička will zur  
 Zeitung«, »Mila, der Luftikus«  
 100 Kronen von der Oma



Eva und Petr Ginz mit  
 ihrer Oma; Privatarchiv  
 Chava Pressburger, Israel.

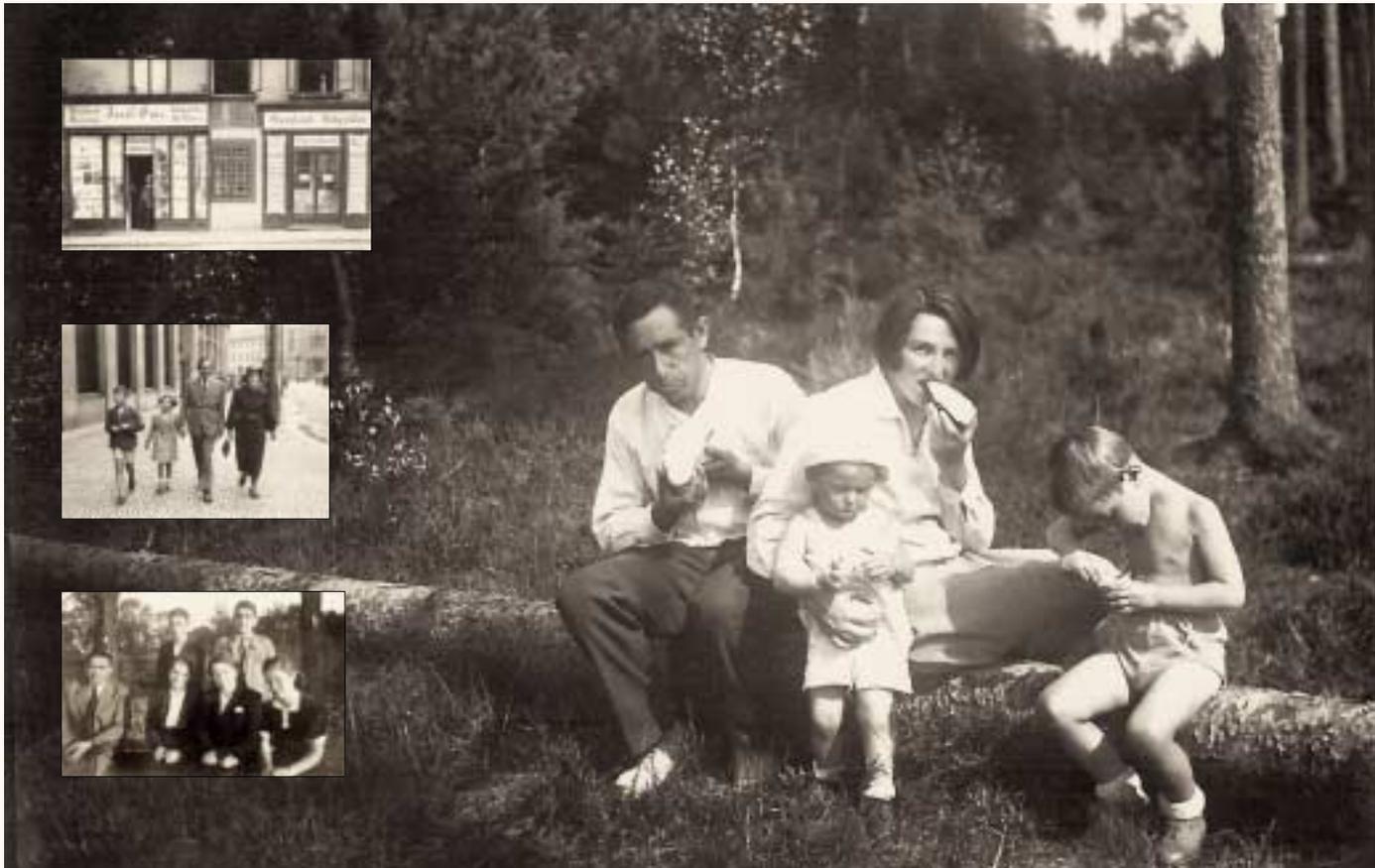


Antiquitätengeschäft von Josef Ginz,  
dem Großvater von Eva und Petr, Prag,  
Jungmannovo náměstí / Jungmannplatz.

Familie Ginz in der Straße Na  
Příkopech/Am Graben, Prag, 1938.

Von links sitzend Miloš Ginz, seine  
Frau Nada, Eva Sklenková (Eva II),  
hinter ihnen Petr Ginz und Pavel  
Ginz, Sohn von Miloš und Nada.

Familie Ginz in der Sommerfrische  
in Strašín, August 1931;  
alle Abbildungen Privatarchiv  
Chava Pressburger, Israel.



Auszug aus Petr Ginz' Bericht über den Tag, an dem er den Bescheid über den Transport nach Theresienstadt erhalten hat:

Also ging ich nach Hause. Auf dem Weg versuchte ich zum letzten Mal möglichst viel Straßelärm aufzunehmen, den werde ich sicherlich lange (nach meiner Meinung – Papa und Mama rechneten mit ein paar Monaten) nicht hören. Ich kam nach Hause (damit man nicht sah, dass in unserem Haus noch Juden wohnten, versteckte ich von der Ecke bis zum Hauseingang und bis zu unserer Wohnung den Stern). In den ersten drei Etagen waren Büros, im vierten Stock hatten die Kohners gewohnt (vor drei Monaten sind sie nach Polen gefahren, man soll ihnen das ganze Gepäck weggenommen haben), die Mautners (sie sind nach Terezín gefahren), die Ichs (Arier, Angestellte bei der Eisenbahn) und wir. Wir waren vor einem Umzug geschützt, weil die Wohnung auf Mama angemeldet war.

Endlich kam ich bei unserer Tür an und klopfte. »Wer ist da?«, hörte ich drinnen Mama rufen. »Ich«. Mama öffnete die Tür und wunderte sich, wieso ich so früh da war. »Mama, bleib ganz ruhig, ich bin auf der Liste.« Mama war wie vor den Kopf geschlagen, sie begann zu weinen und wusste nicht, was sie als Erstes machen sollte. Ich tröstete sie. Plötzlich klingelte es, Tante Nadá kam, um uns mitzuteilen, dass ich auf der Transportliste stehe, wir wussten es aber schon. Tante



Winter, Prag-Poskdi  
(von links Petr, Eva,  
Mancinka, Frant Traubová  
und Herna Levitusová).

Nadá ist praktisch veranlagt, es ging also im Galopp weiter. Zuerst rannten wir zur Gemeinde, um Formulare abzuholen, die gerade ausgetragen werden sollten. Ansonsten hätten wir erst mittags vom Transport erfahren. Anreisen sollte ich um 6 Uhr abends am Messepalast. Dann ging es im Laufschrift nach Hause, dort wartete schon mein guter Freund Harry Popper auf mich, um sich von mir zu verabschieden, was ihm auch gelang. Ein Riesenchaos war ausgebrochen, alle packten, es kamen Helferinnen von der jüdischen Gemeinde, um beim Packen zu helfen. Währenddessen aßen wir zu Mittag. Ich erinnere mich nicht mehr, was es damals gab, würde es aber sehr gerne wissen; ich vermute, dass wir Fleischklößchen hatten.

Nach dem Mittagessen sollte ich meine Spielsachen packen. Ich nahm Papier auf Vorrat mit (darunter auch dieses Notizbuch), Linoleum, Schnittmesser und meinen unvollendeten Roman »Der Weise vom Altaigebirge (Ceylon)«, der damals etwa 260 Seiten umfasste. Ich wollte ihn in Terezín zu Ende schreiben, es kam aber nicht mehr dazu. Zur Tereziner Faulheit sage ich später noch mehr. Dann holte ich noch ein dünnes Leder zum Binden und ein paar dicke Bögen Vorsatzpapier. Das war alles. Pardon, noch ein paar kaputte Wasserfarben; der Rest blieb zu Hause. Das war aus meinem eigenen Schrankfach und aus der großen Kiste von Macešky definitiv alles. Sorgsam legte ich diese Sachen zu den anderen, und auch wenn es mir

keiner glaubt, hatte ich um sie mehr Angst als um alles andere.

Auf dem Tisch, den die Mautners bei uns abgestellt hatten, lag ein Haufen Sachen, die gepackt werden sollten – das Kanapee und die Ottomane waren auch mit tausend Sachen bedeckt. Pavel und HanĀka kamen und auch sie halfen, wo es ging und wo es auch nicht ging. Wenn ich jetzt darüber berichte, stelle ich es humoristisch dar, aber damals hatten wir nicht viel zu lachen. Papa schenkte mir seine wärmsten Hemden und seine Steppweste, Skistiefel und alles mögliche. Ich erinnerte ihn noch halb im Scherz daran, dass er sich selbst auch nicht ganz sicher sein konnte, geschützt zu sein. (Geschützt waren: alle, die mit einem Arier / einer Arierin verheiratet waren, sowie ihre gemeinsamen Kinder bis zur Vollendung des 14. Lebensjahrs.) Damals war dieses Geschützt-werden nämlich alles andere als verlässlich. An einem Tag konnte man geschützt sein und am nächsten schon mit dem Transport fahren.



Familie Ginz, 1939





# Der junge Künstler und Literat

Petr Ginz  
LINOLSCHNITTE  
aus *Vedem*

*Es liegt im Wesen der Technik eines Linolschnitts, dass er der Ausdruck eines kompromislosen Menschen ist. Entweder schwarz oder weiß. Graue Übergänge existieren nicht. Es gibt weder schwungvolle Pinselstriche wie auf einem Gemälde noch wirre Zackenlinien, deren Entsprechung wir in den überspannten Werken manch eines Dichters beobachten können. Überall dieselben ruhigen Linien, Bögen, Kurven und Flächen. Ähnliches findet man bei Skulpturen. Ein Bildhauer schafft nicht in einer Ekstase. Es sähe merkwürdig aus, würde er in Aufwallung eines künstlerischen Empfindens auf ein Stück Marmor, Bronze oder etwas anderes eindreschen. Das entsprechende Material fiele dadurch auseinander oder wäre beschädigt, denn es verlangt nach einer ruhigen und langfristigen Bearbeitung, bei der man stets die zugrunde liegenden Gefühle überprüfen kann. Das kommt dem Werk nur zugute. Papier, Notenblatt oder Leinwand vertragen alles, eine Skulptur oder ein Linolschnitt nicht. Dementsprechend teile ich Kunst in ruhige und ekstatische Kunst ein. Wobei ich keineswegs behaupten möchte, dass ein Dichter oder ein Schriftsteller nur in Ekstase schafft. Auf keinen Fall. Es gibt Dichter, die ruhig, und Dichter, die weniger ruhig schreiben. Aber sie haben eben die Wahl. Ein Künstler, der mit Marmor arbeitet, hat diese Wahl nicht. Ein Linolstecher – wie überhaupt jeder Graveur – hat sie ebenfalls nicht. Jeder Maler, Komponist oder Tänzer kann zwischen den beiden Polen wählen,*

*ein Kunstschmied aber nicht. Wenn ich sage, man habe die Wahl, darf man sich nicht vorstellen, dass sich ein Künstler nach längerem Nachdenken entweder für die eine oder die andere Arbeitsweise entscheidet. Es ist sein Charakter, der die Entscheidung zwischen einer ruhigen oder einer ekstatischen Kunst trifft. Entsprechend muss eine solche Kunst auch beurteilt werden. Die ruhige Kunst spiegelt das Innere des Künstlers wider, die ekstatische Kunst zeigt seine Launen. Man stelle sich das so vor: An jedem Tag malen wir unterschiedlich ausgerichtete Striche. Das sind die Launen eines Dichters. Vertritt der Dichter die ruhige Kunst, korrigiert er jedes Mal den Strich des vorangegangenen Tages, bis aus allen ursprünglichen Richtungen ein Durchschnittswert entstanden ist: das Innere des Dichters. Ein ekstatischer Künstler bewahrt jeden Strich auf, als ob es seine Launen wären, und es spielt keine Rolle, wenn ein Strich im Vergleich zudem darauffolgenden womöglich in eine ganz andere Richtung zeigt.*

*Zum Schluss bitte ich um Verzeihung, von dem angegebenen Thema so weit abgekommen zu sein. Ad!*



Petr Ginz (1928–1944), *Segelschiff*.  
Linolschnitt, 7 x 8,5 cm; Schenkung  
von Ota Ginz, Haifa; Sammlung des  
Yad Vashem Art Museum, Jerusalem.



Petr Ginz (1928–1944), *Nachtblüten*.  
Linolschnitt, 17 x 11,5 cm; Schenkung  
von Ota Ginz, Haifa; Sammlung des  
Yad Vashem Art Museum, Jerusalem.



Petr Ginz (1928–1944), *Blumen*, 1944.  
Aquarell auf Papier; Privatarchiv  
Chava Pressburger, Israel.



Petr Ginz  
DER ORCHIDEENDIEB  
aus *Vedem*

Es war einmal ein Gärtner, der viel auf seine Kunst hielt, Blumen zu züchten. Sein besonderes Interesse galt den Orchideen. Ein Blumenbeet pflegte er besonders. Er düngte es sorgfältig mit Salpeter, wässerte und hegte es. In seinem Garten gab es noch ein paar andere Orchideenbeete, auf die er aber nicht mehr so achtete. Er überließ sie der Natur und den Vögeln und wunderte sich nicht, als diese Orchideen zu faulen begannen und ihre Blüten nicht mehr groß, schön und schwer waren. Die einst prächtigen Orchideen wurden zu hässlich entstellten Pflanzen, die nicht mehr aufrecht stehen konnten und beim Betrachter bloß noch Ekel hervorriefen. Die Zuchtorchideen gediehen dafür umso besser, sie wurden immer schöner, und der Gärtner konnte sich gar nicht satt sehen an ihnen. »Wenn ich sie verkauft habe«, dachte er, »habe ich für mein Leben ausgesorgt, so schöne Orchideen hat auf der ganzen Welt bestimmt keiner.« Jeden Dienstag kamen nämlich Herrschaften aus der Stadt, um Blumen zu kaufen. Der Gärtner freute sich bereits auf ihre Ankunft, obwohl es ihm Leid tat, seine schönen Orchideen hergeben zu müssen.

Am Montagabend hörte der Gärtner einmal im Sand der Gartenwege leise Schritte knirschen. »Ein so später Käufer?«, wunderte er sich und sah aus dem Fenster. Was für ein Anblick bot sich ihm dar! Ein zerlumpter Junge mit einem Korb in der Hand ging rasch auf das Blumenbeet mit den schönen Orchideen zu. Er schaute sich um, ob ihn auch keiner sah, dann bückte er sich und pflückte

schnell die schönen schweren Blüten. Als dann der Junge im Haus des Gärtners stand, wernend, ohne Korb und ohne Orchideen, sagte der Gärtner: »Warum wolltest du meine Orchideen stehlen? Haben sie dir nicht Leid getan?« Verstockt schweigend der Junge. Er steht im Licht der Petroleumlampe, und sein Gesicht sieht weiß und verwelkt aus, seine Ärmel hängen wie Blätter, sein ausgemergelter Körper ist dürr wie der Blumenstiel – bei den ungepflegten Orchideen! Und dann schweigt er auch noch! »Als wäre das Ganze mit Absicht so eingefädelt, dass ich begreife!« Dem Gärtner ging plötzlich ein Licht auf. Er sah, dass der Junge genauso das Produkt einer verdorbenen und schlechten Welt war, wie die fratzenhaften Orchideen das Ergebnis seiner eigenen Unachtsamkeit waren! Sollte er denn den Jungen dafür bestrafen? Das wäre doch so, als wollte er die ungezüchteten Orchideen für ihre Hässlichkeit bestrafen. Der Junge stahl sich inzwischen hinaus.

»Wahrlich, im Prinzip sind es die gleichen Orchideen; es war nur die Umwelt, die auf der einen Seite ihre guten und auf der anderen Seite ihre schlechten Eigenschaften zum Vorschein brachte. Bei den Menschen nennt man den Charakter die Summe ihrer Eigenschaften. Unter dem Einfluss ihrer Umgebung verkümmern diese Eigenschaften entweder, oder sie blühen auf. Und alle Gärtner auf der ganzen Welt haben die Aufgabe, die ihnen anvertrauten Gärten gut zu pflegen und zu wässern.«

Der Gärtner saß noch lange am Tisch, bis tief in die Nacht hinein, und dachte nach, bis ihm der Kopf auf die Brust fiel und er einschlief. Schlaf nur, Gärten, und lass dir von einem Garten voller schöner weißer Orchideen träumen.

Petr Ginz (1928–1944), *Blumen*, 1944.  
Aquarell auf Papier; Privatarchiv  
Chava Pressburger, Israel.



Petr Ginz

### VZPOMÍNKA NA PRAHU

Jak dlouho již je tomu,  
co viděl jsem naposled  
slunce zapadat za Petřínem.  
Tu Prahu líbal usazený hled,  
když halila se večerním stínem.

Jak dlouho nezalehl v můj sluch  
libezný šumot jezu Vltavy?  
Dávno již Václaváku ruch  
zapomenut vytratil se z hlavy.

Ta neznámá pražská zákoutí,  
ve stínu jatek a slepých stok,  
jak těm se vede? Sotva se pro mne zarmoutí  
tak, jako já pro ně. – Je tomu téměř rok.

Již skoro rok dřepím v šeredné díře  
místo tvých krás jen pár ulic mám.  
Jak v kleci zajaté divé zvíře.  
Praho, kamenná pohádka, vzpomínám!

Petr Ginz

### ERINNERUNG AN PRAG

Wie lang ist's her,  
Dass ich dort hinterm Petřin  
Die Sonne sinken sah.  
Mein Blick voll Tränen küsste Prag,  
Wie's sich in seine Schatten hüllte.

Wie lang schon hat mein Ohr  
der Moldau lieblich' Rauschen nicht vernommen.  
Und all das Treiben dort am Wenzelsplatz  
lang ist's mir nicht mehr in den Sinn gekommen.

Ihr unbekanntem Prager Ecken,  
Am Schlachthof und an Moldaus Seitenarm,  
Seid ihr noch da? Nicht nötig, die Erinnerung in mir zu wecken  
nach einem Jahr. – Noch kenn' ich Euren Charme.

Schon bald ein Jahr hock' ich in diesem Loch.  
Statt deiner Schönheit, Prag, nur graue Straßen um mich.  
Dem Raubtier gleich im Käfig leben, das ist unser Joch.  
Du Märchen aus Stein – ich denke an dich!



Petr Ginz (1928–1944), *Die Türme und Dächer von Prag*, 1939–1940(?). Aquarell und Tusche auf Papier, 12,5 x 19 cm; Schenkung von Ota Ginz, Haifa; Sammlung des Yad Vashem Art Museum, Jerusalem.





»Jules Verne: Besuch aus der Urzeit«



Jules Verne: Besuch aus der Urzeit, Roman  
Aus dem Manuskript übersetzt von Petr Ginz  
Mit Illustrationen von Petr Ginz, Prag 1941



»... der zweite Reisende heißt François Dupont und ist ein  
Franzose.«



»Über der Stadt thront die Kirche Hagia Sophia (Die heilige  
Weisheit) ... «



»Vor Anbruch der Nacht lag das Schiff bereits im Hafen  
Kastrom ... «



»Im Januar 1890 wurde in Äquatorafrika, südwestlich vom  
Viktoria-See, wiederholt ein Ungeheuer gesichtet ... «

»Besuch aus der Urzeit«

ist ein Roman, den Petr 1941 unter dem Namen seines großen Vorbildes Jules Verne verfasst und selbst illustriert hat. Er handelt von dem riesigen Dinosaurier Ka-du, der in der Tiefe eines afrikanischen Sees – so nehmen zumindest die Wissenschaftler an – aus einem Ei gebo-

ren wurde, das noch aus der Urzeit stammte. Das Monster Ka-du ist furchtbar, es tötet und vernichtet alles, was sich ihm in den Weg stellt, so dass es schließlich einen großen Teil des afrikanischen Kontinents beherrscht. Am Ende stellt sich heraus, dass die vermeintliche Eidechse in Wirklichkeit ein Roboter ist,

eine riesige mechanische Konstruktion, geschaffen von einem Menschen, der sich mit Hilfe dieses Monsters die gesamte Welt unterwerfen möchte. Im letzten Teil des Romans wird das Monster von den mutigen europäischen Wissenschaftlern Dupont und Baker besiegt. Die Welt ist gerettet.





»Auf der Seeoberfläche breiteten sich plötzlich Kreise aus und vor der nichts ahnenden Expedition tauchte der Ka-du selbst aus dem Wasser empor!«



»Als die Sonne den westlichen Horizont berührte, wurde in der Ferne bereits der Urwald sichtbar, der sich um die Stadt Katanga ausbreitete.«



»Ein Quietschen der Bremsen ertönte und die Räder blieben stehen.«



»Ein Brettspielhersteller aus St. Francisco (Fa. Yorley & Lewinson) brachte ein ganz besonderes Spiel auf den Markt, bei dem die Figur des Ka-du gegen den Gouverneur mit seiner bewaffneten Truppe kämpfte.«



»In einem kleinen Raum saß ein Mann, die Augen auf die Tischplatte geheftet ... «



»Sie standen auf einem Felsvorsprung ... «

Das Original des Romans befindet sich im Privatarchiv von Chava Presburger, Israel.

In einem kurzen Nachwort spricht Petr durch den Mund des Schriftstellers Jules Verne eine Warnung aus, die sich in bemerkenswerter Weise auf Petrs Zukunft bezieht:

»So wurde dem Belgisch-Kongo sein Peiniger vom Halse geschafft und die Welt von einem vermeintlich prähistorischen Monster befreit. Die Befürchtung allerdings bleibt, ob nicht eines Tages ein neues Monster auf der Erde erscheint, schlimmer als dieses eine, von

einem Böswilligen beherrscht und mit modernsten technischen Mitteln ausgestattet, um die Menschheit auf ganz grausame Art zu quälen. Im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert ist dies durchaus denkbar. Wer weiß?«



Auszug aus Petr Ginz' Bericht über den Tag, an dem er den Bescheid über den Transport nach Theresienstadt erhalten hat:

Also ging ich nach Hause. Auf dem Weg versuchte ich zum letzten Mal möglichst viel Straßelärm aufzunehmen, den werde ich sicherlich lange (nach meiner Meinung – Papa und Mama rechneten mit ein paar Monaten) nicht hören. Ich kam nach Hause (damit man nicht sah, dass in unserem Haus noch Juden wohnten, versteckte ich von der Ecke bis zum Hauseingang und bis zu unserer Wohnung den Stern). In den ersten drei Etagen waren Büros, im vierten Stock hatten die Kohners gewohnt (vor drei Monaten sind sie nach Polen gefahren, man soll ihnen das ganze Gepäck weggenommen haben), die Mautners (sie sind nach Terezín gefahren), die Ichs (Arier, Angestellte bei der Eisenbahn) und wir. Wir waren vor einem Umzug geschützt, weil die Wohnung auf Mama angemeldet war.

Endlich kam ich bei unserer Tür an und klopfte. »Wer ist da?«, hörte ich drinnen Mama rufen. »Ich«. Mama öffnete die Tür und wunderte sich, wieso ich so früh da war. »Mama, bleib ganz ruhig, ich bin auf der Liste.« Mama war wie vor den Kopf geschlagen, sie begann zu weinen und wusste nicht, was sie als Erstes machen sollte. Ich tröstete sie. Plötzlich klingelte es, Tante Nadá kam, um uns mitzuteilen, dass ich auf der Transportliste stehe, wir wussten es aber schon. Tante



Winter, Prag-Poschki  
(von links Petr, Eva,  
Mancinka, Frant Traubová  
und Herna Levitusová).

Nadá ist praktisch veranlagt, es ging also im Galopp weiter. Zuerst rannten wir zur Gemeinde, um Formulare abzuholen, die gerade ausgetragen werden sollten. Ansonsten hätten wir erst mittags vom Transport erfahren. Anreiten sollte ich um 6 Uhr abends am Messepalast. Dann ging es im Laufschrift nach Hause, dort wartete schon mein guter Freund Harry Popper auf mich, um sich von mir zu verabschieden, was ihm auch gelang. Ein Riesenchaos war ausgebrochen, alle packten, es kamen Helferinnen von der jüdischen Gemeinde, um beim Packen zu helfen. Währenddessen aßen wir zu Mittag. Ich erinnere mich nicht mehr, was es damals gab, würde es aber sehr gerne wissen; ich vermute, dass wir Fleischklößchen hatten.

Nach dem Mittagessen sollte ich meine Spielsachen packen. Ich nahm Papier auf Vorrat mit (darunter auch dieses Notizbuch), Linoleum, Schnittmesser und meinen unvollendeten Roman »Der Weise vom Altaigebirge (Ceylon)«, der damals etwa 260 Seiten umfasste. Ich wollte ihn in Terezín zu Ende schreiben, es kam aber nicht mehr dazu. Zur Tereziner Faulheit sage ich später noch mehr. Dann holte ich noch ein dünnes Leder zum Binden und ein paar dicke Bögen Vorsatzpapier. Das war alles. Pardon, noch ein paar kaputte Wasserfarben; der Rest blieb zu Hause. Das war aus meinem eigenen Schrankfach und aus der großen Kiste von Macešky definitiv alles. Sorgsam legte ich diese Sachen zu den anderen, und auch wenn es mir

keiner glaubt, hatte ich um sie mehr Angst als um alles andere.

Auf dem Tisch, den die Mautners bei uns abgestellt hatten, lag ein Haufen Sachen, die gepackt werden sollten – das Kanapee und die Ottomane waren auch mit tausend Sachen bedeckt. Pavel und Hanĕka kamen und auch sie halfen, wo es ging und wo es auch nicht ging. Wenn ich jetzt darüber berichte, stelle ich es humoristisch dar, aber damals hatten wir nicht viel zu lachen. Papa schenkte mir seine wärmsten Hemden und seine Steppweste, Skistiefel und alles mögliche. Ich erinnerte ihn noch halb im Scherz daran, dass er sich selbst auch nicht ganz sicher sein konnte, geschützt zu sein. (Geschützt waren: alle, die mit einem Arier / einer Arierin verheiratet waren, sowie ihre gemeinsamen Kinder bis zur Vollendung des 14. Lebensjahrs.) Damals war dieses Geschützt-werden nämlich alles andere als verlässlich. An einem Tag konnte man geschützt sein und am nächsten schon mit dem Transport fahren.



Familie Ginz, 1939

